

(Nachdruck verboten.)

6)

Im Kreise.

Erzählung von Wacław Sieroczewski.
Deutsch von Rosa Schapire.

Alexander hielt mit Mühe das wildgewordene Pferd an. „Wie geht Dir's, Toj! Du läutest ja wie ein Glodenturm, und hast mir's Pferd erschreckt. Weißt Du nicht, ob Tus zu Hause ist?“

„Kann's nicht sagen, aber ich glaube nein.“

„Und Dein Vater?“

„Auch nicht da. Alle sind sie bei Kapiton. Dort ist eine Versammlung. Der Kniaz ist gekommen.“

„Immer noch die Sache mit den Tataren? Oder was andres?“

„Was weiß ich! Was dürfen wir Frauen andres kennen, als die Töpfe und 's Bettzeug!“ lachte sie und blinzelte ihn kokett mit ihren Zigeuneraugen an.

„Siehst Du,“ begann sie leise und stützte sich vertraulich mit der Hand gegen seinen Sattel, „sie sagen, Du hast Dein Mäd'el mitgebracht. Sie wollen ans Gouvernement schreiben, daß sie die Kleine nicht haben wollen, da sie nur Dich allein aushalten müssen. Mehr weiß ich nicht.“

Alexander zuckte mit den Schultern.

„Laß sie schreiben. Und die Tataren? Was hat denn der Doktor gesagt?“

„Deine Frau, Lissandra, war wohl sehr schön... und Deine Kleine auch. Noch nie hab' ich Kinder mit goldenen Haaren gesehen... Und sie hat goldene Haare, nicht wahr?... Hast Du wirklich Deine Frau nicht einmal geküßt? Und so ist sie gestorben, ganz umsonst... Nur gekommen, um Dich zu sehen und weiter nichts... Die Aermste!“

Alexander faltete die Stirn und zog den Zügel an.

„Du bist dumm, Toj!“

„Fremder, hör', Fremder! Bereite mir was Schönes vor, ich will kommen, Deine Tochter sehen!“ rief ihm die Jakutin nach. „Jakob aber wirf für die Zeit hinaus!“ fügte sie lachend hinzu.

Kapitons Jurte stand auf einer Wiese hinter dem Gain, in einer Entfernung von zwei Wjorst. Zwischen der Jurte und dem Dörfchen lag ein großer breiter See, dicht mit Schilf bewachsen. Alexander traf den Kniaz nicht mehr bei Kapiton; auch die meisten Jakuten waren schon fort, nur die nächsten Nachbarn waren geblieben. Der Wirt, ein dicker Jakute, mit tranken, blutunterlaufenen Augen, empfing Alexander zuvorkommend; er nötigte ihn an den Tisch, setzte ihm Thee vor und versuchte verschiedentlich, ihn im Laufe des Gesprächs auszuordnen, was er zu thun beabsichtige, wo er seine Tochter unterbringen wolle und wie er sich ohne Frau im Hause behelfen würde.

Viele Einzelheiten seiner Reise und seines Wiedersehens mit der geliebten Frau schienen dem Jakuten schon bekannt zu sein. Alexander antwortete ausweichend. Seife, Salz und Thee verkaufte ihm der Jakute gern, er wunderte sich nur, daß die Selige, obschon sie als reich galt, ihm nichts aus der Stadt mitgebracht habe.

„Das muß eine feine Dame aus dem Süden gewesen sein. Die Arme wußte wohl nicht, daß es hier nichts giebt als Wald; und was der Mensch nicht hat, wenn er auch zehnmal darüber sterben sollte, er kriegt's nicht! Gut, wenn's die Nachbarn geben. Und auch die geben nur, wenn sie's können.“

Unter den Gästen befand sich auch Tus, ein magerer, grauhaariger Alter, mit platter Nase und spitzem Kinn. Sein Gesicht war so runzelig und braun, als wenn er im Ofen geräuchert worden wäre.

„Warte, wir fahren zusammen,“ sagte Alexander, als er sah, daß jener sich zum Aufbruch rüstete.

„Zusammen, wozu denn? Du willst doch zum Kniaz.“

„Nichts ohne Salz und nichts ohne Scherz! Was, ein unangenehmer Alter!... Wozu?... Damit es dem Fremden nicht so einsam sei,“ unterstüzte der Wirt Alexander.

„Wir wissen, wie die Maus den Frosch gejagt hat!“

Die Jakuten lachten.

Unterwegs setzte Alexander Tus auseinander, was er haben wolle.

„Was willst Du mit einem Kahn? Und so einem merkwürdigen schmalen und kleinen. Den kann man ja mit dem Absatz durchstoßen! Unser Fluß, der hat 'n böses Wasser!“

„Mir gefällt solch ein Kahn. Willst Du ihn machen oder nicht?“

Tus blies die Waden auf.

„Willst wohl Fische fangen? Oder was sonst? Wirst noch ertrinken!“

„Hab' keine Angst.“

Tus glättete sich das Kinn, sah nachdenklich vor sich hin und überlegte, ob er das ihm hingehaltene Geld wohl annehmen solle.

„Warum soll der Doktor allein heute Geld verdienen?“ meinte er schließlich und steckte den Kubel ein.

III.

Die Ansiedelung des Kniaz unterschied sich von den übrigen wohlhabenden jakutischen Niederlassungen in keiner Weise. Einige Gebäude: die Jurte, die Ställe, Speicher, Heuschuber, große, schwarze, aufgeschichtete Misthügel, all dies stand auf einem niedrigen Hügel am Ufer des Sees. In der Ferne sah man einen dunklen Wald, eine weiße Schneefläche und die blasser Silhouette einer verlorenen Jurte; um die Jurte des Kniaz war der Schnee schmutzig-gelb vom Rauch und Mist, Bäume und Sträucher waren vom Vieh benagt, und ein ganzes Netz größerer und kleinerer, gerader und krummer Wege ging von der Ansiedelung aus wie Strahlen von einem Mittelpunkt. Aber diese Ansiedelung hatte etwas, was den andren fehlte: ein geräumiges, auf russische Art gebautes Haus mit Glasscheiben und grüngestrichenen Läden, mit spitzem Dach und knarrender Wetterfahne. Das Haus aber stand leer. Es wurde nur benützt, wenn es besonders vornehme Gäste zu empfangen galt: den Erzbischof, den Gouverneur oder einen andren Beamten höheren Ranges; das tägliche Leben spielte sich ausschließlich in der niedrigen, unansehnlichen Jurte ab.

Der Tag war trübe und windig. Hinter den eisbedeckten Fenstern sah man einen Lichtschimmer und dicke Rauchwolken kamen zum Kamin heraus. Der Wind schleuderte mitunter Funken auf die Männer, die im Hofe herumhantierten, und auf die gesattelten Pferde, die mit gesenkten Köpfen und blinzelnden Augen vor den Weilern standen. Als Alexander, Jakob und der Aufseher im Thor erschienen, kam mehr Leben unter die Leute. Sie eilten herbei, um ihnen die Pferde abzunehmen und ihnen beim Ablegen der schweren Reismäntel behüßlich zu sein. Aber in ihren Blicken, ihrer Art zu sprechen und ihrem ganzen Wesen lag etwas, das Alexander und seinem Gefährten auffiel und sie beunruhigte.

Der Zastiedatiel, der seit einigen Tagen hier war, um Untersuchungen bezüglich der verbrannt aufgefundenen Tataren zu machen, hatte sie herbeigestellt.

Sie traten ins Zimmer. Es war voller Menschen. Diese traten zur Seite und ließen sie durch.

„Tag, meine Herren,“ begrüßte sie der Beamte höflich und reichte ihnen die Hand.

„Verzeihen Sie die Mühe!... 's ist nur eine geringfügige Sache. Wollen Sie einen Augenblick warten. Wir sind gleich fertig.“

Er wies auf den Jakuten, den er vernahm, und den Schreiber, der die Antworten protokollierte, einen alten Graulopf mit runden Brillengläsern auf der Hakennase.

Der Zastiedatiel, ein starker, großer Mann, hatte ein kupferrotes, mit Sommerprossen bedecktes Gesicht, roten, aufwärts gestrichenen Schnurrbart und Wadenbart. Unter der aufgeschloßten, dunklen Uniform sah sein buntes Hemd hervor. Mergerlich trommelte er mit den Fingern auf den Tisch und machte Anmerkungen in das in russischer Sprache geführte Protokoll.

„Wie geht's Euch denn, meine Herren! Wie schlägt Ihr die Zeit tot? Ihr, Alexander Zwanowicz“ — er wandte sich an Alexander — „bombardiert ja das Kreisgouvernement beharrlich mit Bittschristen. Oh! Eine ungelegene Zeit haben Sie sich ausgesucht. Haben Sie gehört, was es hier schon wieder gegeben hat? Die Lumpen, die Asiaten! wollen nicht soviel von uns wissen!“ Er lachte.

Alexander fühlte die Ironie im Tone des Beamten, der selbst aus Sibirien stammte, wohl, aber er schwieg.

„Nun, Sforodorycz, bist Du fertig? Nach' doch endlich ein Ende!“

„Ich bin fertig,“ sagte der Schreiber kurz. Er legte die beschriebenen Papiere fort, nahm einen frischen Bogen, bastelte an seiner Feder herum und heftete seinen Blick auf Alexander.

„Laß mich bei Dir den Anfang machen, Alexander Swanowicz. Deine Sache ist die wichtigere. Auf Jakob Stefanowicz's Angelegenheit lohnt's ja nicht mal zu spucken. Ueberdies muß ich Sie auch noch in der tatarischen Frage interpellieren.“

„In der tatarischen! Welche Beziehung habe ich denn dazu?“

„Oh, eine geringe, aber immerhin . . . Sofort! Wir wollen ordnungsgemäß vorgehen, nach den einzelnen Punkten . . . Ihr Name und ihr Vatername?“

Alexander befaß sich einen Augenblick, dann hat er um ein Blankett und füllte selbst die Rubriken aus.

„Kennen Sie den Boten Palkin?“

„Palkin? Den Namen habe ich gehört, aber ich weiß nicht wo!“

„Reinführen!“ winkte der Beamte den Jakuten.

Einen Augenblick darauf trat ein großer, härtiger Bauer, in neuem Sträflingspelz zur Thüre herein; er klirrte mit seinen Ketten und spreizte die gefesselten Beine weit auseinander. Die Hände waren gefesselt, und zwei Jakuten hielten ihn an den Ellbogen. Er trat zum Tisch heran und sah finster auf Alexander, in dessen Gedächtnis etwas dunkel aufdämmerte. Es schien ihm, als hätte er wirklich schon einmal diesen Mann mit dem rötlich braunen Bart, dem schiefen Mund, den schmalen Lippen und den unruhig flackernden grünen Augen gesehen. Aber wo? Das wußte er nicht. Vergebens suchte er in seiner Erinnerung, die grünen Augen sahen ihn erwartungsvoll an.

„Wessen wird er angeklagt?“

„Warten Sie! . . . Haben Sie ihn mal gesehen oder nicht?“

„Ich glaube . . . Nein . . . Ich weiß nicht.“

Die Lippen des Gefangenen zitterten.

„Sie haben ihn also nicht gesehen? . . . Er aber behauptet, daß er diesen Monat, am . . .“

„Am sechsten,“ half der Schreiber schnell aus.

„Ja, am sechsten . . . daß er bei Ihnen war, und daß Sie ihn nicht bei sich wollten übernachten lassen. Er mußte darum im Unwetter siebzig Werst gehen, ehe er auf eine andre Niederdelung stieß.“

Jetzt erinnerte sich Alexander wie mit einem Schlage an alles; an das entsetzliche Schneegestöber, das Heulen des Windes; und von diesem dunklen Hintergrunde hob sich eine halb erfrorene, mit Reis bedeckte Gestalt ab, die sich mit mächtigem Stöße gegen Ajaz' wütenden Anfall wehrte.

„Ich konnte ihn nicht aufnehmen . . . Es ist zu eng . . . Wir sind zu dreien . . . ich, der Freund und das Kind. Uebrigens ist es auch meine Gewohnheit nicht, fremde Leute aufzunehmen,“ begann sich Alexander zu rechtfertigen. „Und wozu ist er auch so weit gegangen? Er wußte doch, daß keine halbe Meile von mir entfernt reiche Jakuten wohnen, daß es dort Menschen giebt und viel Platz.“

„Das ist ja eben das Kunststück! Aber hören Sie, was er antworten wird. Was sagt Du darauf, Palkin?“

„Kalt war's,“ murmelte der finster zwischen den Zähnen.

„Kalt? Siebzig Meilen zu gehen, ist's nicht zu kalt — wohl aber fünf!“ lachte Alexander.

„Kalt war's,“ wiederholte jener eigenstimmig. „Ich habe es Ew. Gnaden schon in der Stadt gesagt,“ wandte er sich an den Beamten.

„Wiederhole!“

Der Räuber schwieg.

„So 'ne Bestie! Immer dasselbe Lied! Was er gethan hat, der Lump? Von Ihnen aus ist er zu Clatgabe gegangen; dem Manne hat er den Bauch aufgeschlitzt, die Frau hat er vergewaltigt, das Kind ins Feuer geworfen. Solch ein Vieh! Und dabei hat er noch eine Komödie aufgeführt,“ erzählte der Justizdiat mit wachsender Wut. „Ehe er sie tötete, hat er sich tief vor den Opfern verneigt: „Verzeiht mir,“ sagte er „daß Ihr unschuldig sterbet.“ Und jetzt sucht er sich rauszudrehen . . . Infolge der Kälte habe er getödet, weil er an Händen und Füßen vor Frost gezittert habe! . . . Er hat sich beim Gouverneur über mich beschwert, daß ich die Partei der Jakuten ergreife, daß die sich verschworen hätten, alle Verächlichen hier zu töten; daß er vor Furcht davongelaufen sei;

daß die Tataren nicht durch einen Zufall ums Leben gekommen sind, sondern daß das Feuer angelegt war . . . Was der nicht alles gesagt hat! Natürlich Geschwätz, mit dem man nicht weiter kommt.“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Es war blinder Feuerlärm. Die rote Rote hat doch nicht die Unerschämtheit gehabt, die Unterfuchung zu beantragen, ob die Abgeordneten auch alle echt seien. So habe ich auch die letzte Woche über ungestört in Stellvertretung die Beschlußfähigkeit des hohen Hauses erhalten können. Diese Tage werden unvergänglich in meinem Gedächtnis bleiben; denn wir haben das nationale Werk des Zolltarifs zu stande gebracht.

Allerdings begann die Woche mit einer Enttäuschung, deren Wunde noch immer brennt. Man erinnert sich, daß ich Moritz Lehmann geschrieben hatte, für einen Thaler täglich könnte ich's nicht mehr thun, er sollte mir wenigstens die Nachtarbeit vergüten. Darauf erhielt ich folgende Antwort:

Gehärter Seht!

Mit großes Vergnügen beoßbachte ich Ihre Vortragsrede in dem Reikstag. Dagegen bin ich nicht in die Lage, Ihren Ansprüchen auf Erhöhung der Stellvertretungskosten zu ändersprechen. Ich habe nur 5 Hegdar Gerichtenlant. So sieh! Ich bin nicht in die Lage, den Zolltarif nicht, daß ich mehr als wi keinem Daler teiltlich antwänden kann bezilllich zu Stande komen son dem Tarif, weßhalb ich Ihnen bite, es bei den Dahler bewänden zu lassen, und wäm Sie hingägen biß Wainachd zu ent kommen, ich mid mich räden lassen würde unt Sie Erstrah-Prohßfückiohn zuschüklen würde, auch 3 Hahsen unt 1 gereicherte Ofenzunge, als waß ich verbleihbe härglich griezend

Moritz Lehmann
M. d. R.

Das war eine niederdrückende Ueberraschung, aber die Aussicht auf eine Extra-Provision befeuerte andererseits auch meinen Eifer, und ich kann wohl sagen, wenn irgend jemand das Verdienst beanspruchen kann, das große nationale Werk — m. G. das große nationale Werk — aus den Klauen der Obstruktion gerettet zu haben, ich es gewesen bin.

Ich muß entschieden der Mehrheit das Zeugnis aussprechen, daß sie es mit großem Geschick verstanden hat, die Fidelity zu ihrem Recht kommen zu lassen. Und wenn die Weisleute nicht auf die Tribüne zugelassen worden wären, so hätte man die Sache für einen Herrenabend in Fortsetzungen halten können.

Von dem hat sich mein fraktionsgenosse herbor, der schwarzumtänderte Gröber, der schwäbisch spricht und mit echten Schwabenstreichen jeden Zollseind in der Mitte durch und durch hiebt. Gröber, der gar nicht so prude ist, wie man während der lex Heinze gedacht hat, erfand einen überaus lustigen Vegetarartikel, mit dem man die tollsten Joten treiben konnte. Man kam aus dem Lachen nicht heraus. Wenn so ein Kerl von der Linken auf die Rednertribüne stieg, ließ man ihn zuerst ganz ruhig reden. War er ein bißchen warm geworden und so recht im Zuge und sagte eben: „Darum meine ich, daß der Jolla —“. In diesem Moment ließ der Präsident den Gröberschen Vegetarartikel losknurren, und der Redner konnte keinen Laut mehr von sich geben. Oder so ein Kottenmensch kündigte feierlich an: „Ich habe dem Hause eine wichtige Entschüllung zu unterbreiten, die darin besteht, daß — Arrrrr! Die Gröberei trat in Aktion, und der Dursche mußte, mit der Entschüllung im Halße, runter von der Tribüne. Das hohe Haus wälzte sich in Lachkrämpfen.

Auch eine andre Mimik wirkte drollig. Alle drei Minuten entspann sich folgende Unterhaltung:

Der Abgeordnete A.: Zur Geschäftsordnung.

Der Präsident: Worüber wollen Sie sprechen?

Der Abgeordnete A.: Das möchten Sie wohl gern wissen!

Der Präsident: Herr Abgeordneter, ich fordere Sie auf, mir mitzuteilen, worüber Sie sprechen wollen.

Der Abgeordnete A.: Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Präsident.

Der Präsident: Herr Abgeordneter, ich erteile Ihnen nicht das Wort zur Geschäftsordnung.

Darauf klatschen wir — die Mehrheit — fünf Minuten lang in die Hände und rufen unaufhörlich Bravo! Dann erhebt sich der neben dem Abgeordneten A sitzende Abgeordnete B und ruft: Zur Geschäftsordnung.

Präsident: Worüber wollen Sie reden, Herr Abgeordneter?

Abgeordneter B.: Ich beantrage namentliche Abstimmung.

Diese Methode, eine namentliche Abstimmung zu veranlassen, nannten wir das „abgekürzte Verfahren“. Auch das hatte unser Gröber erfunden. Das früher so langweilige einfache:

Abgeordneter: Zur Geschäftsordnung.

Präsident: Sie haben das Wort.

Abgeordneter: Ich beantrage namentliche Abstimmung wurde auf diese Weise zu einem spannenden Spiel, das man beliebig verlängern und durch allerlei neue Einlagen noch pikanter und abwechslungsreicher gestalten konnte.

Immerhin hielt ich es nicht lange im Saale aus und ich vertrieb mir die Zeit mit Streifzügen durch das hohe Haus. Einmal war ich in der Hofloge. Da ist eine Toilette, sag ich Euch, eine Toilette, ich will nie besser wohnen! Auch im Lesesaal ist es sehr hübsch, nur störte mich das umfangreiche Schmarrchen. Beim Gehen und Senten der vielen Bänche wurde ich unwillkürlich schwindlich. Ich kam mir vor wie in einem Erdbeben. Einmal stieg ich auch in den Entenpfehl. So nennt man die Journalisteneiwe. Sie ist sehr geräumig, fast halb so groß wie die Toilette in der Hofloge. Von den 40 Millionen, die das Gebäude gekostet haben soll, hat man beinahe 135 M. für den Bau und die innere Ausstattung dieses Raumes verausgabt. Ich finde es, offen gestanden, nicht gerade nötig, daß man so viel Umstände mit den Schmierfinken gemacht hat. Auch sonst verhältst man das Entenvieh unglaublich. Wer hier etwas essen will, braucht es nur 14 Tage vorher zu bestellen, und wenn dann der Tag herankommt, wird ihm — wirklich ein unverdientes Entgegenkommen — bedeutet, daß eben die letzte Portion vergriffen sei. Ich ließ mir indessen einen Journalisten der „Freunden-Zeitung“ vorstellen, der mir auf Ehrenwort versicherte, daß er bereits innerhalb 14 Tagen dreimal Essen erhalten hätte. Nur die Köchler könnten sich beschwert fühlen. Es sei nicht wahr, daß die Küche drei deutsche Meilen von dem Entenpfehl entfernt sei; er habe die Entfernung genau gemessen und könne beschwören, daß sie nur drei Kilometer betrage. Ebenso unwahr sei es, daß die Speisen in sibirischer Temperatur serviert würden; sie wären stets nur ein geringes unter der Temperatur des Betters geblieben und wären selbst an den kältesten Tagen nicht unter 15 Grad Minus (Reaumur) gesunken. Endlich sei es eine Verleumdung, daß sie teuer und ungenießbar seien. Er selbst habe von den drei Malen nur zwei Mal die Portionen stehen gelassen, das dritte Mal aber sei es gar nicht teuer gewesen, weil er im Augenblick des Zahlens in den Sitzungssaal gerufen wurde und die Kleinigkeit dann vergessen hätte. Kurz, das seien alles niederträchtige Verdächtigungen der unverschämten Juden. Ich habe mich sofort von der Richtigkeit seiner Angaben persönlich überführt. Wahrlich, wenn ich nicht gesetzgebender Stellvertreter Moritz Lehmanns wäre, möchte ich Parlamentsjournalist werden.

Aber das parlamentarische Leben ist auch nicht ganz gefahrlos. In einem begeisterten Augenblick klopfte mich einmal der Abg. Arendt — derselbe Arendt, dessen Gipsabguss im Anthropologischen Museum als Typus des „reinen, staatsverhaltenden und grinsenden Germanentums aus dem Anfang des 20. Jahrhunderts“ aufbewahrt wird — freundschaftlich auf die Schulter. Daheim gewährte ich zu meinem Schreck, daß ich meinen einzigen, parlamentsfähigen Rock unversäglich in eine chemische Reinigungsanstalt schicken mußte. Das trah Geld; ich konnte wirklich nicht mehr bei dem Thaler bestehen. Und ich mußte daran denken, meine Einnahmen zu vermehren. Alsobald kam mir eine glückliche Idee. Ich zog mich mit einigen meiner intimen Fraktionsfreunde in ein abgelegenes Zimmer zurück, und wir spielten täglich bis in die Nacht hinein „Meine Tante, Deine Tante“. Meine Kollegen mogeten zwar schauerhaft — sie hatten nicht umsonst die hohe Schule des Zolltarifs durchgemacht — dennoch gelang es mir, allnächtlich mit einem hübschen Gewinn das hohe Haus zu verlassen. Uebrigens hatten wir das Spiel umgetauft; wir nannten es „Die Würde des Hauses“.

Die Verbesserung meiner Finanzen und die immer sicherer werdende Aussicht, daß ich auch die Extraprovision verdienen würde, erhöhte noch meinen Ehrgeiz und stärkte meine Thatkraft. Längst hatte ich gemerkt, daß, wer im Parlament etwas bedeuten wolle, das Haar in der Mitte geschweilt tragen müsse. Ich hatte es jetzt dazu und ging zu Hahy, der mir binnen 70 Minuten eine staatsmännische Zolltarifjur schuf. So gerüstet, betrat ich am Donnerstag das hohe Haus.

Es fiel mir auf, daß mich der Thürhüter mit besonderer Ehrfurcht begrüßte. Da ich an diesem Tage die Absicht hatte, mir auch einmal das Zimmer des Bundesrats anzuschauen, in das ich bisher noch nicht gekommen war, ging ich durch die langen Couloirs. Als ich die Thüre dieses wunderbar vornehmen Raumes öffnete, das für Regierungsmenschen einer Idealwelt fülligst zu sein scheint, bemerkte ich, wie drinnen der Graf Posadowsky nervös auf- und abwandelte. Ich wollte mich schnell und unbemerkt zurückziehen. Aber Posadowsky hatte mich schon gesehen, zog mich am Rock hinein und schrie mich erregt an: „Schnell, schnell, Sie müssen sofort reden.“

„Worüber denn“, fragte ich fassungslos.

„Natürlich über den Zolltarif und die Zollsituation.“

„Aber ich habe diesen Tarif nie gesehen, geschweige gelesen.“

„Eben deshalb“, schrie Posadowsky.

In diesem Augenblick klingelte es. Posadowsky nahm mich am Arm und fast trug er mich in den Sitzungssaal. Und plötzlich sah ich auf dem ersten Sessel am Bundesratsische, und ehe ich mich versah, erklärte der Präsident: „Der Herr Reichszankler hat das Wort.“

Graf Posadowsky trat mich auf den Fuß und ich schnellte empor. Verdamnte Lage. Alles hing atemlos an meinen Lippen. Ich Unseliger aber stand nun einmal. Das eine war mir klar. Es war ein großer Moment. Ich mußte Weltgeschichte reden. Da nahm ich allen meinen Wis zusammen, steckte die Hände in die Hosentaschen und sprach:

„Schon Heschylos hat gesagt: Es liegt Verstand im kindischen Spiel. In diesem Sinne habe ich Ihnen tausendmal erklärt, daß Ihr Zolltarif für die Regierungen unannehmbar ist, in jedem Stadium. Und weil er nur in jedem Stadium, und deshalb nicht in diesem Stadium unannehmbar ist, billigen die verbündeten Regierungen Ihre Beschlüsse, alle Zeit bereit, das Wohl des Vaterlandes, die Interessen der Landwirtschaft und das Gedeihen der Industrie zu schützen.“

Damit sah ich wieder. Die Rote links lachte wie besessen. Wassermann rief Bravo! Und dann nahm man den Zolltarif an!

So ist das große nationale Werk zu stande gekommen, weil mir Arendt auf die Schulter geklopft, ich im Spiel gewonnen und Hahy mir mein Haar in der Mitte geschweilt! —
Joo.

Kleines feuilleton.

th. Der Kohlenmann. Zum drittenmal kam der Alte mit dem schiveren Preßkohlentasten in die Küche. Er stellte ihn auf den Küchentisch und begann das Hundert zwischen Herd und Spind aufzuschichten.

„So, Fräulein Mariechen, dett wär' nu geschafft, nu können wir mit de andern sieben Hundert auf'n Boden anfangen.“

Fräulein Mariechen war das Mädchen für alles, sie stand am Herd und goß den Kaffee durch. Sie lächelte gutmütig: „Na, ruh'n Se sich man erst aus, Vater Scholz, trinken Se 'n Köpplen Kaffee mit?“

„Wenn Se det übrig haben, Fräulein Mariechen, aber sehere jerne.“

„De inädje Frau braucht ja nicht zu wissen, die würde schimpfen, aber trinken Se man.“ Sie schob dem Alten einen Becher Kaffee hin und legte ihm eine Schrippe dazu: „Sie könn'n se ruhig nehmen, Vater Scholz, 't is meine, ich eh' nachmittags nicht.“

Das war nun eigentlich eine Lüge und sie hätte recht gern drei Schrippen gegessen und womöglich drei Schrippen mit Butter, wie drin im Speisezimmer die gnädige Frau. Der kleine Alte that ihr aber leid, er sah so erbärmlich aus, so verradert und mitgenommen, sie gönnte ihm den Kaffee und ihre einzige Schrippe.

Der Alte schlug die Arme ein paar Mal um einander und setzte sich an den Tisch: „Nee, was Sie jut sind, Fräulein Mariechen, immer haben Se wat for mir übrig, man wird aber ooch wi... ch ganz steif: immer so de Preßkohlen hin und her schleppen und 'n Rücken krumm und de Arme über de Brust, als wär' man so'n, na wie nenn'n se'n dett? So'n Automate.“ Er tauchte seine Schrippe in den Kaffee und biß in das Gebäd.

Fräulein Mariechen stand am Herd und sah seinem gesunden Appetit mit einem stillen Lächeln zu. „Daß Sie das überhaupt so aushalten, Vater Scholz, immer de Kohlen schleppen und manchmal nach de Böden, fünf Treppen hoch und 'n ganzen Tag von früh bis ipäte, dett is doch keene Arbeit nich for ihr Alter.“

„Unbequem ist es manchmal und noch dazu wenn't friert, und man sich so knapp uff de Beene halten kann, und der Wind pfeift uff'm Lagerplatz, dett's ne Art hat. Hat man sich eben warm geradert, zieht es einem durch de Knochen. Ja, ja.“ Der Alte war ins Erzählen gekommen.

Fräulein Mariechen schüttelte dei. Kopf: „Ja ich sag' auch, aber daß Se 's so machen können, Vater Scholz, bei Ihre Jahre.“

„Wat soll man denn machen, Fräulein Mariechen? Leben will man doch und kommt man wo anders hin, heeßt dett immer eja! weg: zu alt. Se thun aber ooch manchmal weh genug de ollen Knochen und in de Nacht lieg id und schnappe nach Luft.“

„Dis is auch gar leen Wunder, so'ne Arbeit für so'n alten Mann.“

„Ja, ja“, der Alte nickte. Dann glitt auf einmal ein listiges Lächeln über sein Runzelgesicht und seine Augen blickten schallhaft auf: „Aber wissen Se, Fräulein Mariechen, dett is nu eigentlich jar nich hübsch von Ihnen, dett Sie mir absolut zu so 'n ollen Knopp machen wollen, der schon anfangt mit 'n Knopp zu wackeln, so alt bin id noch lange nicht.“

Das Mädchen lachte hell auf.

„Wat denken Se denn, wie alt id bin? Der Alte sah sie schmunzelnd an: „Raten Se eenmal, Fräulein Mariechen, wenn id wollte und 'n juten Rock hätte, denn kriegt id och noch 'ne Frau.“

„Ach, na ja, Vater Scholz, wer'n Se man nich eitel!“
Fräulein Mariechen lachte wieder. „Sie noch 'ne Frau! Fünf- undsechzig sind Se mindestens.“

„Siehste, wie De Dir irrst, mein Döchter, irade fußzehn Jahre zu biel jeraten!“

„Ach nec, Vater Scholz, sind Se nich' so ullig, fußzig? Sie woll'n erst fußzig alt sein?“

„Fußzig, Fräulein Mariechen: wat man bei reiche Leute de besten Jahre nemt. Ja kann aber irade nich behaupten, dett's vor mir de besten sind.“

„Nee, aber fußzig erst?“ Das Mädchen war ernst geworden, sie schüttelte den hübschen Kopf: „Fußzig erst! Dett is ja — dett is ja knapp so alt wie der inädige Herr und der sieht noch nich mal so alt aus.“

„Wird wohl auch nich dreißig Jahre geschuft' haben in de Fabriken und auf de Baupläze in Wind und Wetter — nee...“ Der Alte lachte etwas höhnisch. „Und frag' mal, ob er ooch mal

Jeheungert hat ober jefror'n. Aee, in sein warmet Comptoir hat er jefessen und de andern vor sich arbeiten lassen, und dett er dabei jeheungert hat, jloobste wohl selbst nich, mein Dochter."

"Nein, ganz gewiß nicht!" Fräulein Mariechen lachte etwas, wurde dann aber ernst: "Ja, Vater Scholz, dett is auch wahr. Mein Vater war Bahnarbeiter, der war aber auch mit fuzig schon 'n oller Mann."

"Na also, da siehste es meine Dochter und denkste vielleicht, wenn Du fuzig bist, Du hast noch so 'n schön jlatet Jeseichte und so 'ne kraufen Loden wie Deine njädige Frau? Steh' man erst noch dreijig Jahr in de Küche und rader Dir rum an's Waschfaß, denn sollste mal sehen, wie De ausseh'n wirst und wie Dir de Knochen pleite jehn."

Es zitterte ein tief verhaltener Groll in seiner Stimme. Er stand auf und schob den leeren Kaffeetopf zurüd. "So, nu sei'n Se man nich böse, Fräulein Mariechen, aber wenn ich dran denke, wer' ich fuchtig und schönen Dank ooch für 'n Kaffee."

"Hat ja nichts zu sagen Vater Scholz. Nu wollen Se wohl die andern nach'n Boden tragen?"

"Ja, dett wer id man machen," der Alte nahm den Preßlohlenkasten und hing ihn über den Rücken: "Denn kann de Schusterei also wieder losjehn." Er seufzte "Ja ja Fräulein Mariechen, dett kinn'n Se mir glooben, de besten Jahre sind nur für de Reichen, wenn die in ihre besten Jahre kommen, denn saugen for uns die schlechtesten an."

Bitterarishes.

n. Ernst Dannheiser "Miaulina". Ein Märchenbuch für kleine Kinder. Mit Bildern von Julius Diez. Köln a. Rh. Schaffstein & Co. Pr. 3 M. — Ernst Kreidolf "Die Wiesenzwerge". Märchenbuch mit Bildern. Köln a. Rh. Schaffstein & Co. Pr. 3 M. — Schaffsteins Verlag für Kinderbücher ist in den letzten Jahren durch die Qualität seiner Erzeugnisse allgemein bekannt geworden. Die beiden neuerjchienenen Märchenbücher bedeuten für den Verlag wieder einen Fortschritt. "Die Wiesenzwerge" von Ernst Kreidolf zeichnen sich textlich besonders durch Einfachheit der Art des Erzählens aus. Alles Kleine und Nebenfächliche ist fortgelassen und nur auf das Farbige, das auf das kindergemüt am schnellsten eine Wirkung ausübt, Gewicht gelegt. Auch die Bilder geben in Farbe und Linie alles möglichst so wieder, wie es das Kinderauge sieht. Text und Illustration sind dabei von einer feinen Poesie, die sich diesmal nach Kräften fern von allem Gruseligem und Uebermäßig-Phantastischem hält und dadurch zeigt, daß es auch ohne diese Zuthaten geht.

Dannheisers "Miaulina" ist schwächer. Die Märchenerzählungen sind "modern" gehalten als im ersten Buch. Es riecht zwischen den Zeilen nach der "Kunst im Leben des Kindes". Man hat den Eindruck, als sollte Anderen für die Sprößlinge der "Besserstuierten" zurechtgestutzt werden. Man glaubt, alle diese Märchen schon einmal, nur besser, gelesen zu haben. Die Illustrationen von Julius Diez schlagen in diesem Buch den Text um ein Vielfaches; sie sind namentlich in der Farbe lebhaft und frisch. —

Technishes.

k. Der große Nildamm. Die am 11. Dezember vollzogene feierliche Eröffnung des großen Reservoirs in Assuan, dessen Bau 1898 begonnen wurde, vollendete offiziell eine der größten Ingenieurthaten, die je im Nilthal ausgeführt wurden. Um die Bedeutung dieses Wertes richtig zu würdigen, schreibt ein Londoner Blatt, muß man die besonderen örtlichen Verhältnisse erwägen. Für Aegypten ist die Wasserfrage eine Lebensfrage; der Landmann beobachtet jeden Hohl des Steigens oder Fallens des Nils mit ängstlicher Sorge, da ein hoher Nil gute Ernten und Wohlstand, ein niedriger mühsame Arbeit, schlechte Ernten und vielleicht den Ruin bedeutet. Außer dem Wasser bringt der Nil aber auch Dünger in Form jenes feinen, reichen Schlammes, der aus den Bergen Abyssiniens stammt, und, auf die Felder gebracht, den Boden verjüngt. Während aber im Winter das Land überflutet ist, die Weiden zum Ueberfließen gefüllt und die Kanäle in stürzende Gießbäche verwandelt sind, ist der Nil im Sommer ein langsam fließender Strom, die Kanäle sind halb leer, das Land rissig und ausgeödet und die Eingebornen arbeiten unaufhörlich an ihren Schöpfvorrichtungen, um Wasser für ihre dürstenden Saaten heraufzuziehen. Um diesem Mangel abzuhelfen, sind die Wasserbehälter gebaut worden. Schon Napoleon I. regte den Bau eines solchen Damms unterhalb Kairo an und wenn ganz Aegypten unter dauernde Bewässerung gesetzt würde, so bedeutete das nach einer Schätzung einen Gewinn von etwa 60 Millionen Mark jährlich für das Land. Hauptfächlich infolge des alten Damms wird ganz Unterägypten dauernd bewässert, während nur der vierte Teil Oberägyptens so günstig gestellt ist. Außerdem sind von 6250000 Acres (1 Acre = 40 1/2 Ar) 500000 Acres jetzt unbebaut, weil sie außerhalb des Bereichs der Nilflut liegen. Um das jetzt überflüssige Wasser zu Zeiten der sommerlichen Trockenheit nutzbar zu machen und das jetzt von der Flut unerreichte Land der Bebauung zu erschließen, ist nun nach Mr. Willcocks Plan ein Damm quer über den Nil südlich von Assuan, in der Nähe des alten Tempels zu Philae, gebaut worden. Die Bauausführung war nicht leicht. Es mußte ein Damm über einen Fluß von einer Breite von einer halben englischen Meile geschlagen werden, und dieser Fluß ist drei Monate lang ein tobender Strom; ein See mußte so eingeschlossen werden, der freie Durchgang des roten, so fruchtbaren Nilschlammes

und der Verkehr auf dem Nil durften nicht gehindert werden. Die Arbeiten wurden John Bird and Co. übertragen, im Frühling des Jahres 1898 begonnen und so schnell gefördert, daß am 12. Februar 1899 der Grundstein gelegt werden konnte. Die Ausführung des Baues wurde dadurch sehr begünstigt, daß der Nil zwei Jahre hintereinander niedrig war, ein Ereignis, das seit vierzig Jahren nicht vorgekommen ist; die Arbeit konnte infolgedessen fast ein Jahr vor Ablauf der festgesetzten Zeit beendet werden. Der große Damm ist 600 Meilen von Kairo entfernt. Das Mauerwerk machte 465 000 Kubikmeter aus. Die Gesamtlänge des Damms beträgt 1/4 englische Meilen. Er hat 180 Schleusenöffnungen, die 15 000 Tonnen Wasser in der Sekunde durchfließen lassen können. Die Dide beträgt 100 Fuß an der Basis, seine größte Höhe 130 Fuß. Für die Schifffahrt ist eine "Leiter" von vier Schleusen gebaut worden. Das Reservoir von Assuan faßt denn auch 1 000 000 Tonnen Wasser. Wenn die Bebauung des umgebenden Landes am meisten Wasser gebraucht, kann ein Strom doppelt so groß wie die Themse aus diesem Reservoir gelassen werden. Wenn der Fluß steigt, sind die Schleusen geöffnet, um das Wasser durchfluten zu lassen; im Dezember werden sie geschlossen, so daß das Reservoir gefüllt wird; während der trockenen Sommermonate werden sie wieder geöffnet. —

Humoristishes.

— Zarter Bink. Kastellan (auf dem Korridor zu den Fremden, die das Schloß besichtigt haben): "Meine Herrschaften, es ist hier etwas dunkel! Stoßen Sie sich nicht an der Trinkgeldbüchse, die neben der Thür hängt!" —

— Unbescheiden. Spritzenhauptmann: "Sie, Huber, jetzt machen S' aber, daß Sie von der Leiter 'runterkommen! Sie Spritzen nu' schon e' volle Viertelstund'! Die ander'n woll'n auch noch d'rankommen!" —

— Zu viel. Herr Schludmeier wird auf dem Nachhausewege vom Hofbräuhaus von Fremden immer wieder um den Weg dorthin gefragt. "Na", sagt er, als zum sechstenmal die Frage an ihn gestellt wurde, "noch einer wenn jetzt kommt, krieg' ich selbst wieder Durst und geh' mit!" — („Fliegende Blätter".)

Notizen.

— Erich Schlaifer versucht in Raumanns "Zeit" unsere Behauptung, er sei vom "Vorwärts" fortgelaufen und bald darauf Hoftheaterfähig geworden, zu bestritten. — Schlaifer hatte sich vierteljährliche Kündigung ausbedungen. In der ersten Hälfte des Oktobers 1901 erklärte er uns, er würde zum 1. November sein Reserat niederlegen. Wir ließen ihn laufen. Unsere Freude mag er für Herzlichkeit genommen haben. Das ist seine Sache. Als er schied, erklärte er, er würde sich fortan mit Artikelschreiben und Vorträgen forthelfen. Einige Artikel und Notizen von ihm hatten wir in andern Blättern gelesen, da kam am 16. Dezember die Meldung, daß sein Stück vom Dresdener Hoftheater angenommen wäre. Nun halten wir Schlaifer durchaus nicht für neummalgescheit, aber daß er annehmen könnte, das Stück eines Theaterkritikers am "Vorwärts" würde von einem Hoftheater gegeben werden, dazu ist er doch wohl nicht mehr naiv genug. "Ausmaßern" wollte sich der Herr Schlaifer; das weiß heute jeder, der ihn kennt.

Was Schlaifer in dem angezogenen Artikel über das Verhalten des Leiters dieser Blätter gegen die Kontrollorgane des "Vorwärts" schwätzt und was er in geradezu tödlicher Weise zu vermerken sucht, ist durchaus unrichtig. Daß er nicht "fest" angestellt würde, wurde ihm gesagt. Aber Einnahmen, die seinen Honorarforderungen gleichkamen, wurden ihm garantiert. Nach einem Probe-Monat wurde die Einteilung getroffen: Für das und das Geld ist die und die Arbeit zu liefern. Das Schlaifer dabei nicht schlecht fuhr, dafür liefert ja die Thatfache den Beweis, daß er es zwei Jahre beim "Vorwärts" aushielt. Vor all dem waren die in Frage kommenden Instanzen des Blattes unterrichtet. In verschiedenen Sitzungen wurde darüber gesprochen: die Klagen und Beschwerden über den Theaterreferenten rissen ja damals nie ab. Genug! — Diese Feststellungen glaubten wir unseren Lesern schuldig zu sein. Schlaifer selbst, den Mann, der Förderung und scharf übermenschliche Nachsicht mit Schmähungen quittiert, hätten wir nicht einer Zeile Antwort für wert gehalten. —

— Maurice Maeterlinck hat zwei neue Dramen vollendet: "Jozelle", ein Feensück, und ein philosophisches Drama, "Das Mitleid". —

— Björnsons neues Drama "Auf Storhove" erzielte bei der Erstaufführung im Leipziger neuen Stadttheater einen starken Erfolg. —

— Julius Einödshofer veranstaltet am Montag im Neuen Konzerthaus den ersten Wagner-Abend. —

— Die komische Oper "Die Zwillinge" von Karl Weis wird ihre erste Aufführung am 16. Dezember im Frankfurter (Main) Opernhause erleben. —

— Die Große Berliner Kunstausstellung 1903 wird vom 2. Mai bis zum 4. Oktober dauern. In der leitenden Kommission sitzen: Arthur Kampf (1. Vorsitzender), Professor Kallmorgen (2. Vorsitzender), Maler Koberstein (1. Schriftführer), Maler Clemenz (2. Schriftführer), Professor Dr. Harber (1. Schatzmeister) und Bildhauer Wandschneider (2. Schatzmeister). —